

Kinder der Not.

Roman von Max von Schrenk

(6. Fortsetzung.)

Die ganze Stadt wandelte sich bei dem täglich steigenden Zug der Flüchtlinge in ein großes, offenes Feldlager. Überall, in allen Straßen und Gassen sah man die Neugebornen gruppenweise zusammenstellen, ihre Meinungen austauschen, neue Bekanntschaften schließen und alte erneuern. Neben dem Greis im weißen Haar, dessen Augen aber noch jugendlich glänzten, stand der Knabe, kaum den Kinderjahren entwachsen, neben dem Ritter von allem Adel der schlichte Handwerker, neben dem Professor von Hochschule und Gymnasium der einfache Bauernknecht — alle Ständeunterschiede, die in diesem Staate früher so scharf zu Tage getreten und aufrechterhalten waren, gatten sich verwischt und waren untergegangen in dem einzigen großen Gedanken: „Ob hoch oder niedrig — frei wollen wir sein!“

„Frei wollen wir das Vaterland wiederhaben,“
„Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn —“
„Ja, glücklich und frei sind die Toten!“

So sang es damals ringsum. Lieder und Gesänge wuchsen aus der Erde; niemand konnte den Dichter, edle Volks- und Soldatenlieder, singen sie, wie Vater- und mütterliche Hand zu Hand, und wenn noch bei einem die Melodie fehlte, schon nach ein paar Tönen war sie da, wie dem Himmel gefallen, niemand wußte, woher sie kam — aber sie war da und zog siegreich von Mund zu Mund. In seinem Frühling ist in vordringlichen Ländern so viel gefungen worden, wie in diesem. Aber es war ein heiliger Sang. Alles Alltägliche, alles Kleine, alles Gewöhnliche war daraus verschwunden; ein großer Grundstimmklang tönte durch alle Lieder: „Vaterland und Freiheit, Siegen oder Sterben!“ Die Stunde war zu ernst, zu groß, zu gewaltig für nichtige Tändeleien, eine tiefe, das Herz erschütternde Weihe schwebte über ihr, und in allen Tönen der Gebildeten, der Vorkämpfer fand sich neben dem einen oder andern weltlichen Dichter das Neue Testament oder der Thomas a Kempis. Und mit dem Neuen Testament in der Sattelkapsel kam auch Konrad von Lossau nach Breslau eingetritten. Das hatte er mitgenommen, als er spornstreichs seine Heimat ortlich, ohne sich überhaupt klar darüber zu sein, was er wollte und wohin er wollte.

Nur eins wußte er: Suchen, suchen, suchen wollte er. Er mußte sie finden, dachte er, und hatte er sie gefunden, so wollte er sie beide, und den Kameraden besonders, nicht wieder von seiner Seite lassen. Denn über allen Ausforderungen, die Kameraden in seinem Brief gemacht hatte, tönte in ihm der Schrei: „Ich liebe dich, Kamerad! Und ohne dich kann ich nicht sein!“

Was Kameraden sagte, das war die Sprache eines reinen Idealisten, der sich eine schönere Welt in seinem Innern erbaut hatte. Niemand würde er sich von dem Mädchen trennen, so dachte Konrad, und ob ihr Vater mehr als einen Menschen erschaffen hätte, ganz abgesehen davon, so sagte er sich, daß Kameraden offenbar in jährender Leidenschaft gehandelt hätte, aufs höchste gereizt von dem andern und von ihm um sein schönstes, seligstes Lebensglück betrogen, war der Mann in all den Jahren leidet durch tiefe Buße und Reue gegangen, und wenn es einen Mann gab, der hoch über allem Gemeinen stand, so war das sicher Berthold Kampermann.

Das war Konrad zum Greifen deutlich. Und was konnte seine Tochter dafür, daß ihr Vater in dunkler Stunde den biblischen Zerstörer seines Friedens über den Haufen geschoben hatte? Selbst wenn alle Welt die Wahrheit erfahren würde — wie konnte man ihr einen Vorwurf machen, wie konnte die Verbindung mit ihr ihn in den Abgrund ziehen?

Aber der größere Welt- und Menschenkenntner war doch Kampermann. Welche Scheu hatte doch Konrad, den über ihn ergangenen Spruch des Kriegsgerichts bekannt werden zu lassen! Und weshalb? Weil er das Urteil der Welt darüber kannte und fürchtete! Und mochte die stürkste, reinste, größte Liebe zwei Menschenherzen verbinden — die Welt urteilt nicht nach dieser Liebe, sobald sie einen Flecken am Menschen entbart hat. „Es kommt im Leben nicht darauf an, ob einer ein guter oder schlechter Kerl ist, sondern allein darauf, als was er öffentlich beurteilt wird. Und gegen dieses Urteil ist keine Appellation möglich.“

So hatte einmal Kampermann in einem Gespräch gesagt. Konrad aber wollte sich seiner nicht mehr erinnern. Er fühlte die Kraft in sich, die Geliebte, wenn es sein mußte, gegen die ganze Welt zu verteidigen. Noch ahnte er nicht, daß das tapfere Mädchen sich allein verteidigen, sich allein das Letzte der Welt schaf-

fen wollte. Aber der Augenblick war nahe, wo es ihm wie Schuppen von den Augen fallen sollte.

Langsam tritt er in Breslau ein, und sofort umgab ihn das lauteste Leben. In hellen Haufen zogen die Menschen alle einer bestimmten Richtung zu — kaum einer oder der andere ging den entgegengesetzten Weg.

Konrad hielt sein Pferd an. Da mußte etwas Besonderes vor sich gehen, wozu alle diese Menschen strömten. Er wollte sich durch eine Frage Aufklärung verschaffen.

„Guter Freund,“ rief er zu einem Vorübergehenden an, „was gibt es denn heute Wichtiges? Wohin laufen die Menschen alle?“

Der andere sah ihn verwundert an.

„Ja, wissen Sie das denn nicht? Ach, Sie sind wohl fremd in der Stadt!“

„Ganz fremd!“

„Dann können Sie freilich nichts wissen! Der König hält heute eine Musterung ab über die Freiwilligen, die bis jetzt gekommen sind. Auf dem Schloßplatz werden sie alle an ihm vorübermarschieren. Versäumen Sie das nicht! Es gibt ein herrliches Schauspiel. Aber Ihr Pferd müssen Sie irgendwo unterstellen. Denn damit läßt man Sie nicht durch — es wird ein großes Gedränge herrschen.“

Konrad dankte dem Auskunftgeber und fragte nach einem Hofstall, wo er für sich und sein Pferd Quartier finden könnte.

„Es ist alles überfüllt,“ sagte der Mann, „jedes Kammerchen vermießt, und Sie würden Mühe haben, etwas zu finden. Aber Sie haben Glück! Mein Bruder besitzt eine kleine Hofwirtschaft in der Graupenstraße, und ich weiß, daß er noch Raum für einen Gast und ein Pferd übrig hat.“

„Das ist ja vortrefflich!“ sagte Konrad und reichte dem freundlichen Manne dankend die Hand. „Können Sie mich hinführen?“

„Gerne! Wir haben noch Zeit genug und werden noch rechtzeitig zum Schloßplatz sein.“

Durch die Straßen, die sich immer mehr mit Menschen füllten, kam man bald zu dem kleinen, bescheidenen Wirtschaftshaus in der Graupenstraße. Konrad fand bei dem biederem Wirtsleute ein herzlich willkommen; ein einfaches, aber freundliches und sauberes Zimmer nahm ihn auf, während sein Brauer einen bescheidenen Stall und gutes Futter fand.

Er machte schnell ein wenig Toilette, wusch sich, säuberte seine Kleidung, und nach wenigen Minuten war er wieder unten, wo ihn sein es nicht weit zum Schloßplatz. Immer stärker wurde das Gedränge, an einzelnen Stellen geradezu lebensgefährlich. Aber man kam schon vorwärts, wenn man ein Paar gute Ellenbogen zu gebrauchen verstand. Langsam zwar, aber doch vorwärts. Es währte lange, bis man die kurze Stredde zum Schloßplatz zurückgelegt hatte, und man mußte sich oft mit Gebuld wappnen. Aber endlich waren unsere beiden Freunde doch da. Der Schloßplatz war durch Militär abgesperrt; nur nach der Schweidnitzer Straße zu, von wo der Zug der Freiwilligen antommen und woher er wieder abmarschieren sollte, war eine zu diesem Zweck gelassene, besonders streng abgesperrte Öffnung. Rings um den Platz standen die Menschen wie Mauern; es gab kein Vorwärts und kein Zurück mehr — es hieß aushalten.

Das merkten auch Konrad und sein Begleiter. Aber sie waren damit einverstanden. Beide, von Natur hoch und groß gewachsen, sahen bequem über den vor ihnen unbeweglich stehenden Menschenwall hinweg, und nichts auf dem großen, weiten Platz konnte ihnen entgegen. Aller Augen schauten inüber zu dem einfachen, langgestreckten Schloßbau, durch dessen Torweg man jeden Augenblick den König und sein Gefolge zu Pferde herauspferren zu sehen erwartete. Eine große Schaar von Offizieren aller Waffen hielt und stand schon auf und vor der Pforte des Schlosses, um den König zu empfangen.

Jetzt hörte man aus der Ferne rauschende Musik. Durch die ganze große Menge ging ein Ruck.

„Sie kommen!“

Und sofort bei den ersten Klängen der Musik öffnete sich der Torweg; der König mit seinem Begleiter erschien. Ein braufendes Hoch erschallte, so laut, so wuchtig, daß die Luft zitterte; Hüte und Mützen wurden geschwenkt, und tausend und aber tausend Hände streckten sich grüßend und winkend empor.

Konrad erkannte, wie ein helles Leuchten über die ernsten Züge des Königs flog. Er grüßte und dankte auch allen Seiten, dann nahm er genau in der Mitte der Kampe vorüber seine Aufstellung. Und nun ging ein Geräusch und Geflüster durch die bewegungslose Menge.

„Er sieht so traurig aus, der König!“

„Ja ja — er kann seine Luise nicht vergessen, das wissen wir doch!“

„Ja, die mußte jetzt hier sein! Ach, wie würde die sich freuen!“

„Und wie würden ihre großen Braunaugen leuchten!“

„Der da neben dem König — das ist Schwarzhorn, der hat die Arme geschaffen.“

„Und der andere — das ist Sneyzenau — ja wohl, ich kenne ihn! Er war lange Jahre Hauptmann in Jauer, und sie nannten ihn den Hauptmann von Copernum. Aber jetzt ist er doch was geworden.“

„Wer ist denn der da mit dem weißen Schnurrbart?“

„Das ist Blücher!“

„Schnurrbart, Blücher ist doch in Pomern.“

„Ja, jetzt ist er aber hier, Schnurrbart.“

So flogen die Worte hin und her. Nun aber bestimmte alles. Die Freiwilligen rückten an. Voran ein Regimentsmusik, die vor dem König abschwenkte und zur Seite Stellung nahm. Und unter ihren schmetternden Weisen beschritten die Scharen. Konrads Herz schlug gewaltig.

Ja, das war wahrhaftig ein neues Ereignis. Nicht mehr das Preußen von 1806. Der erste Blick verriet ihm das. Damals alles angequälte Schablone, Jopf und Gamasche, ein Mechanismus, der abließ, wenn man ihn in Bewegung setzte, aber ohne eigenen Trieb, ohne eigenes Willen, ein stummer Automat, der zusammengeklammert wurde, als er sich dem Spiele freier, entfesselter Kräfte gegenüber sah, die von einem starken überlegenen Willen alle auf ein Ziel geleitet wurden, denen aber selbst freier Willen genug zur Entwicklung und Ausdehnung gelassen worden war; heute hier diese großen Massen mit strahlenden Augen, in sicherem Selbstbewußtsein, im Gefühl, daß unüberwindliche Kräfte in ihnen wohnen, wenn man sie nur weckten, sie frei und machtvoll sich betätigen ließe.

Welch ein Unterschied — damals und heute! Damals ein Söldnerheer, anferzogen im Drill und in kleinen Paradedisziplinen, sich nährend an den großen Erinnerungen vergangener Zeiten, die nicht wieder lebendig werden; heute die Blüte des Volkes, freiwillig herbeigekommen auf den Ruf des Königs, nur unter einer Erinnerung stehend, der Erinnerung an den jahrelangen Druck der Fremdherrschaft, und von einem Willen erfüllt, diese Fremdherrschaft zu zertrümmern und Freiheit und Größe des Vaterlandes durch die höchsten Opfer von Blut und Leben aufs Neue zurückzugewinnen.

So sah sie Konrad vorüberziehen, jauchzend, jubelnd, tobend bereit und lebend.

Jung und alt, bunt durcheinander, so marschierten sie einher, brausende Hochs dem Könige darbringend, der nicht müde wurde, zu danken, zu grüßen, sich zu verneigen. Nicht neben ihm hielt Sneyzenau und zeigte mit der Hand nach den Scharen, und Konrad erkannte deutlich, wie Stolz und Genugtuung allen Zweifeln gegenüber aus seinen Lippen sprach; er hatte erreicht, wonach er all die Jahre mit beigem, nimmer vergänglichem Herzen gestrebt hatte: freiwillig brachte Preußens Volk seinem König Opfer um Opfer. Nur ein Stunde, 17 hat er später selbst gesagt, sollte ihm noch kommen, die sich dieser großen, heiligen Stunde der Erfüllung an die Seite stellen ließ: das war die weltgeschichtliche Stunde, da er selbst in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1815 die Verfolgung des Feindes bis auf den letzten Hauch von Mann und Roß leitete, nachdem vorher alle Mächte des Westeuropas unter dem Banner der Napoleonischen Allianz kraftlos zusammengebrochen war. — Konrads Seele lebte vor Stolz und Freude. Aber sie zuckte auch schmerzhaft bei der Frage: „Weshalb darf ich nicht dabei sein? Nicht ebenso, wie der da und der da, und der da — wie der Alte dort und der Junge hier — wie der —“

Da weiteten sich seine Augen. Fast starr wurde der Blick und blickte unwiderrund auf einem seltenen Paar. Ein hochgewachsener, stattlicher Mann mit wegebendem Bart schaute einem jungen an seiner Seite, um den er wie schlingende Leiden angelegt hatte. Blonde Locken quollen dem jungen um er der Mühe hervor, und aus zwei strahlend blauen Augen leuchtete und blickte ein reines, heiliges Feuer. Kraftvoll hielt die Hand das Gewehr, und kraftvoll schritt die von Jugendlichkeit strahlende Gestalt neben dem hochgewachsenen Vater.

„Vater und Sohn!“ sagte einer, „dicht in der Nähe Konrads.“ „Ein königliches Paar!“

Konrad hörte es. Kein Auge wandte er von beiden. Und jetzt kam ein lauter, stürmischer Schrei über seine zuckenden Lippen:

„Kamerad!“

Aber das Schmettern der Musik verschlang den Ruf. Nur die nächsten hörten ihn und sahen Konrad an.

Der aber griff sich mit der Hand an die Stirne, schwankte einen Augenblick, und dann sank er seinem Begleiter beiführend in die Arme.

Der Sturm in seiner Seele hatte die Kräfte seines Körpers niedergezissen.

Als Konrad wieder zu sich kam,

sah er sich zu seinem Erlaumen im Welt liegen und seine Wirtskleute um ihn beschäftigt. Auch der Bruder seines Wirtes war im Zimmer.

„Sie machen aber schöne Geschichten!“ sagte Meister Hallert, so hieß Konrads Begleiter. „Werden da ohnmächtig! Na ja, es war ja ein heiliges Gedränge, und wenn man da so lange stehen muß und nichts gegessen hat wie Sie, wenn Sie von weit herkommen, da kann ja was passieren.“

Konrad schüttelte nach seiner Stirn. Wachte er denn oder träumte er? Wie kam er denn hierher?

„Ja, ja,“ jubte Hallert fort, „es war gar nicht leicht, Sie aus dem Gedränge herauszufinden. Aber die Leute waren doch vernünftig, und als sie sahen, daß es sich um einen Kranken handelte, da machten sie gern Platz. Aber nun müssen Sie mal vor allen Dingen etwas essen.“

Schon hatte die Frau Wirtin einen Imbiß zurechtgestellt. „Essen müssen Sie!“ sagte sie auch.

Ganz mechanisch griff Konrad zu. Noch begriff er das alles gar nicht. Erst allmählich kam ihm die Erinnerung wieder: Breslau — Schloßplatz — König — Sneyzenau — Freiwillige — Kamerad.

„So reichte sich ein Bild an das andere. Und als er das letzte in aller Deutlichkeit vor sich sah, da sprang er mit jähem Ruck aus dem Bett auf.“

„Aber um Gottes willen!“ sagte Hallert ganz verblüfft. „Sie müssen liegen bleiben.“

„Kann ich nicht!“ entgegnete Konrad.

„Aber sie sind doch krank!“

„Bin ich nicht!“

„Doch essen müssen Sie wenigstens!“

Das allerdings leuchtete Konrad ein. Er griff zu, und siehe — es schmeckte.

„Sehen Sie“, meinte Hallert erfreut, „da habe ich doch recht gehabt — es schmeckt.“

„Ja!“ sagte Konrad mechanisch. Seine Gedanken waren ganz wo anders.

„Aber wohin wollen Sie denn?“ fragte Hallert besorgt, als Konrad die Miene machte, aufzugehen.

„Suchen!“

„Wann denn?“

„Ich habe einen Freund unter den Freiwilligen gesehen — den möchte ich suchen.“

Hallert schüttelte den Kopf.

„Da werden Sie vergeblich suchen, wenn Sie nicht genau wissen, wo er ist und zu welchem Regiment er gehört.“

„Weiß ich nicht! Aber finden muß ich ihn!“

„Wenn Sie da nur Glück haben! Wundersam will ich's Ihnen von Herzen! Aber ich glaub's nicht!“

Schon ging Konrad, nachdem er Hallert und seinen Wirtskleute gedankt hatte. Am Abend wurde er wieder da sein, setzte er hinzu.

Nach wor ihm stau und schwindelig. Aber es kümmerte ihn nicht. Das würde schon vorübergehen. Der Körper hatte eben mal verlagert — mehr nicht. So was hält nicht an — wofür war man denn jung?

Er ging durch die volksbelebten Straßen. Tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf, stimmten einander zu, widersprachen sich, stimmten wieder zu, widersprachen sich aufs Neue.

Was tun? Wie sollte er die finden, die er suchte? Er mußte ja nur eins: daß sie vorher in Breslau gewesen wären. Ob jetzt noch? Viele Freiwillige lagern in der Umgebung, da die Stadt nicht alle aufnehmen konnte, u. viele gatte er gehört, wurden noch heute, so fort nach der Parade vor dem König, zu ihren Regimentern abgehen, u. so hatten Kampermann und Tochter vielleicht schon längst die Tore von Breslau hinter sich.

Er fragte sich nach dem Bureau durch, in denen die Freiwilligen angenommen wurden. Man wies ihn hin. Aber er gatte sich verirrt, wenn er glaubte, daß er hier sofort Bescheid erhalten werde. Das sei nicht möglich, hieß es, u. an sei gar nicht in der Lage, sämtliche Listen nach einem bestimmten Namen durchzugehen. Und viele Freiwillige ständen überhaupt gar nicht in den Listen, da man sie ohne weiteres einzelnen Regimentern zugewiesen habe. Man habe keine Zeit für viel Schreibwerk.

Das war eine traurige Auskunft. Aber Konrad verzogte nicht. Er ging zu einem zweiten, zu einem dritten Bureau: überall dasselbe Schicksal. Ob denn nicht eine Zentralstelle vorhanden sei, fragte er endlich, bei der die Namen aller Freiwilligen verzeichnet und geordnet würden? Ja, die sei schon da, lautete die Antwort, aber die erhielt alle Namen erst dann mitgeteilt, wenn die Freiwilligen in ihre Regimenter eingeteilt seien; die Regimentskommandeure seien zur Mitteilung verpflichtet, und wenn Konrad seinen Freund erst heute entbedt habe, so sei dieser jedenfalls noch nicht in das Regiment eingereiht, das zur Mitteilung des Namens an die Zentralstelle verpflichtet sei, und endlich sei diese Zentralstelle überhaupt gar nicht in Breslau, sondern in Berlin.

Das war das schlimmste. Nur glaubte Konrad sich allerdings, vor einer unlöslichen Aufgabe, leicht begegneten ihm aber die beiden auf der Straße. Er lachte bitter.

„Ihm begegnen! Na, ha, eine solche Lösung der Aufgabe! Ein Glücksfind war er nie gewesen, immer nur ein Stiefkind des Glücks, dem ganz gewiß kein freundlicher Zufall lächeln würde.“

Er fragte alle Vorübergehenden: „Ist Ihnen vielleicht der Name Kampermann bekannt? Kampermann?“

Und immer dasselbe Schütteln des Kopfes:

„Ganz unbekannt!“

Befragte jeden Freiwilligen, dem er begegnete, nahm sich Konrad auf's Korn.

„Kennen Sie vielleicht einen oder zwei Kameraden namens Kampermann?“

Aber immer wieder dieselbe Antwort:

„Nein, nicht einen!“

„Oder einen ähnlichen Namen?“

„Nicht, doch ich wüßte! Aber das will gar nichts sagen — wir sind ja alle erst seit ein paar Tagen beisammen, kennen uns gegenseitig kaum noch.“

„Ja, ja, der Mann hatte recht, Konrad lenkte. Das war ein verzweites Stück Arbeit. Die alten Paraden fielen ihm ein: immer schöpfen, schöpfen, schöpfen, und doch kein Erfolg. So er: fragen, fragen, fragen — alles vergeblich. Dem Fasse fehlte der Boden, er etwas hatten.“

„ante, hier wie ja.“

Aber er wollte, er mußte sie finden. Sein Herz schlug danach. Und er fühlte, es wurde nicht mehr schlagen, wenn er sie nicht fände. Denn sie gehörten zum Schicksal seines Lebens, wie die Herzklappen selbst. Und er sah hier nicht, dann in Berlin bei der Zentralstelle, dem Kriegsministerium oder wo sie sonst waren. Und wenn er monatelang warten sollte, bis die Namen einliefen — einmal mußten sie ja einlaufen, und er wollte Geduld haben.

Es sollte alles anders kommen. Er schlenderte weiter durch die Straßen. Er sah verschiedene Anzeigen, die Zettel an die Vorübergehenden verteilten oder verlaufen.

„Was hab ich da?“ fragte er.

„Ein neues Lied!“ war die einstimmige Antwort. „Ein sehr schönes Lied: Von Theodor Körner!“

„Geht her!“

Er warf ihnen eine Münze zu und entfaltete den Zettel. Dann las er mitten in dem Auf- und Abwogen der Menschen stehenbleibend Körners flammenden „Aufruf“:

„Früh auf, mein Volk, die Flamme rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stolz in Feindesherzen rauchen!
Früh auf, mein Volk, die Flamme rauchen —
Die Saat ist reich, ihr Schnitter rauchert nicht!
Das hochste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!
Und mit klappernden Puffen las er die machtvolle Aufforderung:

„Zerbrich die Pfugchar, laß den Reifeln fallen,
Die Keiler still, von Weibstuhl ruhig stehen!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen,
Vor beigen Antlitz deine Fahnen fallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung segnen!“

Ihm zitterte das Blatt in der Hand vor tiefer Bewegung. Ja, könnte er doch nur — wie gern wollte er seinen Hof verlassen, um in Waffenrüstung vor seiner König zu treten. So in sich verfunken stand er, daß er gar nicht merkte, wie ihn ein Dichter schon länger beobachtet hatte und ein Trupp junger Leute sich um ihn sammelte.

Da horchte er sich angeregt:

„So ganz ins Leben verfunken, mein Freund?“

Er blidte auf. Der Offizier stand vor ihm und sah ihn mit freudigem Lächeln an, und im Nu erkannte Konrad, wen er vor sich hatte; dieses Gesicht mit den heiligschönen, sprechenden Zügen vergaß man nicht wieder, wenn man es einmal gesehen: es war Sneyzenau.

Konrad verneigte sich überrascht und ehrerbietig und reichte dem General das Blatt.

„Etwas Schöneres kann nicht geschrieben werden!“ sagte er.

„Ich kenne er schon,“ entgegnete Sneyzenau dankend. „Es sind herrliche Worte! Und der Dichter wird sie vor allem an sich selbst wahr machen — er wird einer von uns werden!“

„Der Glückliche!“ rief Konrad.

Ein forschender Blick aus dem lebhaften Auge Sneyzenaus traf ihn.

„Sie scheinen ihn zu beneiden, mein Freund! Aber das Glück kann jeder haben! Jeder ist gerecht, wenn nicht Armut oder Siedhung an das Lager fesselt. Haben Sie noch nicht das Wort des Dichters an sich wahrgemacht?“

Befürzt sah Konrad den Fragen den an.

„Ich — ich?“ — flammelte er.

Lächelnd fiel ihm Sneyzenau ins Wort:

„Was erschrickt Sie so, mein Freund? Doch ich Sie frage? Dazu bin ich ja gewiß nicht berechtigt. Aber als ich Sie vorher so vertieft in Körners Verse haben sah, da mochten Sie nicht den Eindruck auf mich, als ob Sie sich vor Kugel oder Säbe fürchteten.“

Konrad hob stolz den Kopf.

„Fürcht? Nein, wahrhaftig nicht!“

„Aber doch noch nicht bei der Fahne?“

Konrad sah vor sich nieder. Ihn war, als könne das große, forschende Auge ihm in der Seele lesen.

„Nicht noch!“ sagte er langsam.

„Wir können alle brauchen, mein junger Freund,“ fuhr Sneyzenau fort. „Alle sind uns willkommen, wenn heiliges Feuer in ihnen glüht und der rechte Jörn ihre Herzen entflammt.“

„Aber?“

„Aber?“

„Aber?“

„Lieberst Klagen Frage und Antwort.“

Noch einmal nahm Sneyzenau das Wort:

„Und was ist denn schließlich der Einigkeit? Dieses arme Leben! Ach, es ist wenig dran, und nur dann gewinnt es Wert, wenn wir es für eine große Aufgabe zu opfern bereit sind. Und jetzt hier nicht das Leben ein, nie wird es das Leben gewonnen sein!“ Sie konnten gewiß ihren Schiller. In Ihnen, mein junger Freund, liegt etwas, das mir gefiel, etwas, das Sie als Kampermann verteidigen und bezeichnen. Und joider wollte wir nicht missen; wir können sie brauchen. Darum kommen Sie! Von dessen Antz keine Fahnen wollen, er will sein Wort in Waffenrüstung setzen!“ Ein Wort, mein junger Freund, kein Wort! Nicht bloß den einen oder andern Stand, sondern dem Volk! Und dazu geboren Sie auch! Und ich sage zu Ihnen: „Auf Wiedersehen!“ Denn ich weiß, wir werden uns nicht zum letzten Male, und mir ist es, als sehe ich am Ihre Haupt pietätvolle Fahnen wehen! Auf Wiedersehen!“

Er reichte ihm die Hand und ging mit freudigem Gruß weiter.

Ein strahlendes Licht der Aufstehenden schaute dem tapfern Verteidiger von Molberg nach.

Konrad portierte ihm nach. Als ob ein guter Geist von ihm zöge, so war er ihm. Sollte er dem General nachgehen, ihm zu Füßen fallen, sein ganz unvollkommenes, ihm alles, alles sagen, was seit jehs Jahren sein Herz bedrückt, sein Leben verächtelt hatte?

Aber er kam ja gar keinem weiteren Nachdenken. Ein Trupp junger Männer, die sich während seines Gesprächs mit Sneyzenau um ihn gesammelt und gelauscht hatten, nahm ihn in die Mitte.

„Das lassen wir uns gefallen, Freund. Sie haben Glück! Von Sneyzenau gewissermaßen selbst gewonnen zu werden! Baffiert nicht jedem!“

So sprach man auf ihn ein.

Er aber stand wie ein Verblühter.

„Was soll ich tun?“ kam es halb laut über seine Lippen, mehr zu sich selbst gesagt, als zu den anderen.

„Das ist hoch rar!“ entgegnete einer und lächelte ihn herzlich unter dem Arm. „Sie kommen mit uns!“

„Wohin denn?“

„Dort in das nächste Haus, ins Bierbureau! Natürlich, von ein Sneyzenau wird, wie kann der ausbleiben?“

„Wie kann der ausbleiben?“ wiederholte Konrad.

„Nun also, kommen Sie, Freund! Das Vaterland wartet, und jeden einzelnen Arm kann es brauchen!“

Dacht um ihn gedrängt fand die keine Schaar. Und jetzt lebte sie sich in Bewegung. Hand wurde er gefolgt, halb ging er freiwillig — er sah sich nicht um, ihm war, als sei jeder Midweg verperrt. Wenn er jetzt zurückwich — für wech einen eizenden Feigling mußte man ihn halten! Und wenn man in alle dem mehr war als ein bloßer Zufall? Sprach denn der Himmel nicht auch noch heute, wie einst zu Mose auf des Horebs Höhen? Hatte er nicht in erschütternder Sprache durch das Brausen auf Nublands Eisfeldern zur ganzen Welt gesprochen? Und sollte er nicht auch zum einzelnen sprechen können? Wie sagte doch sein großer Dichter: „Es gibt im Menschlichen Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst, und eine Frage frei hat an das Schicksal.“

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler. — Beramungsbild: Der Medner schloß seine Auseinandersetzungen mit den energischen Worten: „Keine Intrige meiner Gegner soll mich bewegen, meine Stellung zu verlassen. In die hoffe ich einst meine Seele auszuhauchen!“

Wobert n. — Deme. „Gabe ich Ihnen nicht verboten, dich je wieder bei mir sehen zu lassen?“

Wetter. „Entschuldigend Sie, Gnädigste, davon ist mein Sekretäre Schuld, er hat vergessen, Ihren Namen von der Liste zu streichen.“

Verbrüder. — Logik. Fächler: „Können Sie denn nicht arbeiten und ehrlich sein?“

Angelagter: „Nein, denn ich habe die Arbeit; also wäre es nicht ehrlich von mir, wenn ich arbeite.“